

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 8

Artikel: 2 Jahre Zuchthaus
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064740>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

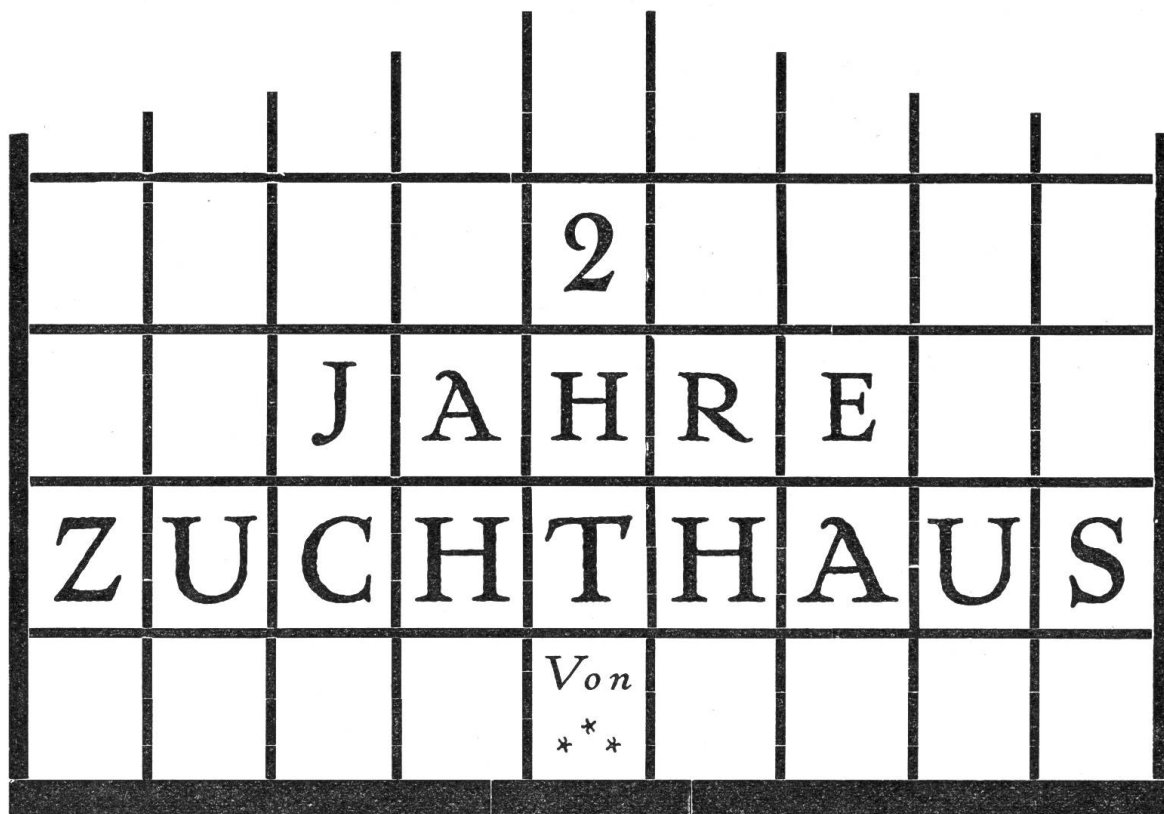
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zeichnungen von Konrad Schmid

Jedermann wird schon einen Gefangenentransport gesehen haben. Die Gepäckwagen der Schweiz. Bundesbahnen enthalten je zwei kleine Abteile zu diesem Zwecke. In ein solches Abteil wird nun der in die Strafanstalt einzuliefernde Häftling eingesperrt. Bei Schwerverbrechern — oder wo Fluchtgefahr vorliegt — fährt natürlich ein oder gar zwei Polizisten als Begleitung mit. Mich persönlich scheint man nicht in die Kategorie der Schwerverbrecher eingereiht zu haben, auch scheine ich nicht fluchtverdächtig gewesen zu sein, denn man gab mir keinen Begleiter mit. In dem kleinen, total verrussten Abteil, welches nur ein ganz kleines und selbstverständlich vergittertes Fensterchen besitzt, ge-

fiel es mir nicht sonderlich, so dass ich froh war, als der in dem Gepäckwagen diensttuende Bahnbeamte mich herausliess, um mit mir zu plaudern. Dieser Beamte, der doch tagtäglich diese Strecke zwischen Bern und Neuenburg abfuhr, und dem ein Gefangenentransport sicher etwas Alltägliches sein musste, hatte sich für diese armen Teufel doch noch ein warmes Herz bewahrt. Er schenkte mir sogar eine Zigarre, gab mir selbst noch Feuer und sprach mir Trost zu. Er hätte schon manchen mit einer Leichenbittermiene in die Anstalt fahren sehen, aber alle seien wieder lachenden Antlitzes zurückgekommen.

So trafen wir also glücklich — oder unglücklich, je nachdem man's auffasst

— an der Endstation meiner Reise, in dem reichen aber kleinen Dorfe Gampelen ein.

Nachdem ich ausgestiegen war, erklärte mir der Stationsvorstand, ich müsse ein wenig warten, der Beamte der Anstalt, der mich abholen werde, sei noch nicht da.

Zehn Minuten wartete ich nun schon auf den Beamten, der mich in Empfang nehmen sollte, und ich überlegte gerade, ob ich dessen Ankunft nicht im gegenüberliegenden Restaurant abwarten wolle, als derselbe endlich mit einem Einspännerfuhrwerk angefahren kam. In rascher Fahrt ging es gegen die Anstalt zu, neugierig betrachtet von den Sträflingen, die auf den an die Landstrasse angrenzenden Feldern arbeiteten. Trotzdem

nahezu Tag für Tag neue Sträflinge eintreffen, werden diese stets von denjenigen, die schon da sind, neugierig betrachtet.

« Wie lange der wohl haben mag ? »
« Was der wohl ausgefressen hat ? » Das sind die ersten Fragen, die gestellt werden. Daneben wirkt jede Neueinlieferung von Gefangenen auf die alten nahezu erhebend, sofern derselbe trotz seiner spätern Einlieferung nicht noch früher entlassen wird. Zudem bringt jeder

Neueintretende doch so etwas wie Freiheitsluft mit.

Die Einkleidung

Endlich in der Anstalt eingetroffen, wird man ins Bureau geführt, woselbst man seine Effekten abzugeben hat. Hernach kommt ein Gefangener, um einem zwecks Umkleidung abzuholen. Ein Beamter nimmt die Personalien ab, fragt nach allem Möglichen und Unmöglichen — gerade wie ein Untersuchungsrichter. Dann werden dem Neueingetretenen die Haare kurz geschoren — event. werden Schnurrbart und Backenbart ebenfalls ein Opfer der Schere — der Mann wird gewogen und gemessen, und dann geht



es ins Bad. Nachdem auch dies erledigt ist, zieht der Häftling die Anstaltskleider an, und der Sträfling steht fix und fertig da. Dann wird er in einer Zelle eingeschlossen und ist sich selbst überlassen. Ich beguckte die mir übergebenen Requisiten, wie Löffel, Tasse und Brotsack, und selbstverständlich auch die Kleider, mit neugierigem Interesse. All diese Requisiten gehören zum eisernen Bestand eines Sträflings, der Verlust irgendeines dieser Gegenstände ist arg verpönt und kann sogar mit Strafe geahndet werden. In einem Anfall von Eitelkeit wünschte ich mir nun noch ein kleines Spiegelchen, und wenn es auch nur eine Spiegelscherbe gewesen wäre, um mein Konterfei in diesem mich höchst grotesk anmutenden Aufzug betrachten zu können. Später hatte ich hierzu genügend Gelegenheit, so dass mir bald ein fremder Zivilist wie ein Mensch aus einer andern Welt vorkam. Vorläufig war ich allerdings noch nicht so weit. Ich harrete bangen Herzens der Dinge, die da kommen werden. Und sie kamen!

Der Herr Direktor zitierte mich in sein Bureau, wo er mich nach meiner bisherigen Tätigkeit fragte. Es wurde mir nach dieser Audienz (wie die Unterredungen mit der Direktion genannt werden) eine Zelle angewiesen, in der ich vorläufig zu hausen hatte. Das Schlafen in der Strafanstalt war schon um ein bedeutendes besser, als während der Untersuchungshaft, da man da nicht auf harten Spreuersäcken, sondern auf Strohsäcken schlief. Auch die Zellen sind etwas wohnlicher, erstens sauber, nicht an allen Ecken verschmiert, wie dies in den Untersuchungsgefängnissen der Fall ist, und zudem fehlte auch

ein bescheidener Zellenschmuck nicht. Wenn es sich auch nur um sehr billige Druckwerke handelte, so gab es doch der Zelle sofort einen etwas wohnlicheren Eindruck. Nach meiner Erfahrung ist die Strafanstalt bedeutend besser ausgestattet als die Untersuchungsgefängnisse. Es liegt ein eigentümlicher Widerspruch darin, dass der Untersuchungsgefangene, der doch noch nicht verurteilt ist, der also rechtlich und in vielen Fällen auch praktisch unschuldig ist, schlimmer behandelt wird als ein Verbrecher.

Die Zellen sind dumpf und klein und vollkommen kahl. Die an sich schon schlechte Luft wird zudem durch das völlig veraltete Kübelsystem in allen bernischen Bezirksgefängnissen erheblich verschlechtert. Da die Kübel oft nicht einmal einen Deckel besitzen, sind die Untersuchungsgefangenen gezwungen, mindestens zwölf Stunden in Gesellschaft ihrer Exkrementen zu verbringen.

Badegelegenheit haben die Untersuchungsgefangenen meines Wissens nur in Bern selbst und auch da nur alle zwei Monate, was ungenügend ist. Elektrisches Licht scheint im Kanton Bern noch zum Luxus zu gehören. Das Bezirksgefängnis in Bern besitzt zwar solches. Was die Insassen der andern Bezirksgefängnisse an den langen Wintertagen, oder besser gesagt in den langen Winternächten machen, ist mir ein Rätsel. Es gibt sogar Untersuchungsgefängnisse, die nicht einmal geheizt werden können.

In Witzwil steht es den Gefangenen völlig frei, ihrer Zelle eine etwas individuelle Note zu geben, sei es durch vermehrten Zellenschmuck, oder gar durch Blumenstöcke oder Fenstervorhänge.

Der erste Tag

Andern Tags um zirka 6 Uhr war Tagewacht. (Im Winter wird von 7 Uhr und im Sommer von 6 Uhr morgens an gearbeitet.) Das Morgenessen stand schon vor meiner Zellentüre bereit. Das Essen wird jeweilen für einen ganzen Korridor von zwei Gefangenen auf einem grossen Plateau, auf welchem 14 Gamellen Platz haben, heraufgeholt. Selbstverständlich wechseln diese Trabanten ab, und das zwar jede Woche. Das Morgenessen besteht aus einem Liter Kaffee und einigen gesottenen Kartoffeln, dazu gibt es 750 Gramm Brot, welches aber für den ganzen Tag ausreichen muss. Entspricht der Kaffee auch nicht der Qualität, wie man ihn in der Freiheit zu geniessen gewohnt ist, so ist derselbe doch bedeutend besser als derjenige während der Untersuchungshaft. Das Brot — ein schmackhaftes und sehr nahrhaftes Eigengebäck — ist vorzüglich. Ich habe noch heute hie und da starkes Verlangen nach einem Stück dieses kräftigen Landbrotes.

Nach dem Morgenessen müssen die Bettücher und Wolldecken zusammengelegt werden, genau wie in den Bezirksgefängnissen, nur dass die Strohsäcke selbstverständlich nicht aufgestellt werden. Dann werden die Nachtgeschirre gelcirt — Witzwil hat das genau gleiche Kübelsystem, wie ich es schon beschrieben habe — und die Zellen müssen gereinigt werden. Mir passierte einmal, dass ich zu lange im Bett liegen blieb und dann keine Zeit mehr übrig hatte, vorschriftsmässig die Bettücher zusammenzulegen. Als ich zum Mittagessen wieder in die Zelle einrückte, war mein Strohsack samt den Bettüchern vollständig auf den Kopf gestellt und ich hatte alle Mühe, die Ge-

schichte wieder ins Blei zu bringen. Die Zellen werden nämlich alle Morgen, gleich nach dem Ausrücken der Gefangenen, von einem Mitgefangenen visitiert, ob alles in Ordnung sei. Dieser Mitgefangene führt den Titel « Knochenschlosser », weil er dazu da ist, etwaige kranke Gefangene zu pflegen.

Nach dem Morgenessen und nachdem die Zelle in Ordnung gebracht worden ist, ertönt einige Minuten vor 7 Uhr resp. 6 Uhr durch das ganze Anstaltsgebäude schrill die Glocke, welche die Gefangenen zur Arbeit ruft. Dieselben treten aus ihren Zellen hinaus, den Brotsack, mit Brot, Löffel und Tasse gefüllt, in der Hand, da man nie weiss, ob man zum Mittagessen heimkehrt oder aber auf freiem Felde bleibt. Im untersten Korridor sammeln sich die Gefangenen auf der einen Seite und auf der andern die Aufseher. Wer in Gedanken sich einen Aufseher mit einem Gewehr in der Hand vorstellt, ist stark auf dem Holzweg. Die Aufseher in Witzwil sind fast alles höchst einfache Landarbeiter, die sich von einem gewöhnlichen Arbeiter in nichts unterscheiden. Von Waffentragen keine Spur. Allerdings sind in Witzwil selten Schwerverbrecher inhaftiert; dieselben kommen nach Thorberg, und dort soll die Disziplin schon bedeutend schärfer sein.

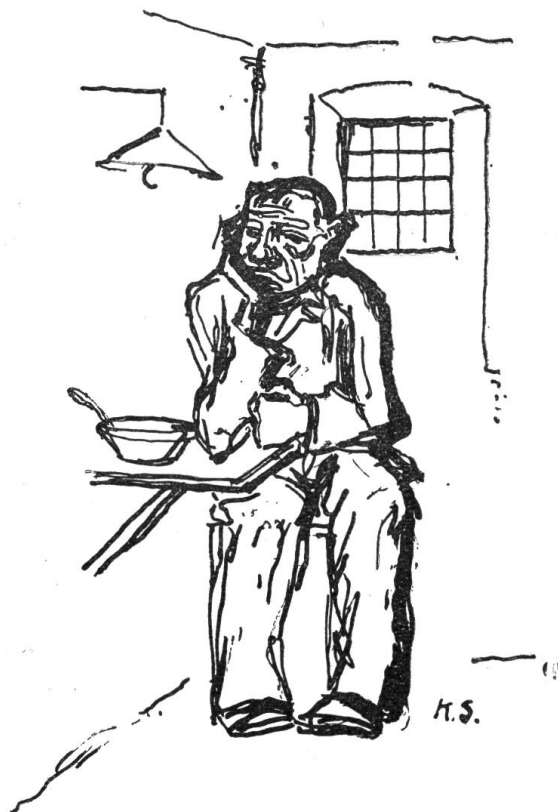
Arbeit und Essen

Punkt 7 resp. 6 Uhr rücken die Gefangenen, die in Abteilungen von 6 bis 16 Mann eingeteilt sind (sogenannte Ries) mit ihren Aufsehern zur Arbeit aus.

Zuerst mussten wir Kartoffeln erlesen in einem dunklen, muffigen Keller und dieselben in Säcke abfüllen. Diese Säcke mussten dann aus dem Keller hinaufge-

tragen werden. Beim Kartoffelnerlesen habe ich selbstverständlich mitgeholfen, beim Hinauftragen der Säcke aber schaute ich zu, da es mir infolge meiner Konstitution beim besten Willen nicht möglich war, schwere körperliche Arbeit zu leisten.

Der Aufseher brachte vor Verblüffung nichts weiteres hervor als: « Sie fangen ja gut an! » Um 11¼ Uhr läutete es Mittag. Wir rückten ein, um das karge Mittagessen einzunehmen, bestehend aus einem halben Liter dünner Erbsuppe und einem Teller voll Makkaroni. Makkaroni sind von jeher meine Lieblingsspeise; aber die von Witzwil konnte ich nie essen, oder ich hätte es fertiggebracht, den Käse, den es am Sonntag abend gibt, aufzusparen, um ihn mit den Makkaroni zu vermengen. Die Makkaroni werden in Witzwil einfach im Salzwasser weichgekocht, meistens so weich, dass es mehr ein Brei ist als etwas anderes, und dann



einfach in Blechteller verteilt. Im Sommer gibt es zu den Makkaroni jeweils noch Salat.

Um ½ 1 Uhr fängt die Arbeit wieder an. Das gleiche Anstellen wie am Morgen wiederholt sich. Am Nachmittag mussten wir in einem Aussenhof der Anstalt wiederum Kartoffeln erlesen. Meine Hände sahen am Abend aus, wie wenn ich schon jahrelang nichts weiteres getan hätte als Kartoffeln erlesen, immer Kartoffeln erlesen. Reden war bei diesem Aufseher streng verpönt. Flüsterte mir ein Mitgefangener auch nur ein paar Worte zu, was leicht begreiflich war, denn die Leute waren höchst neugierig zu erfahren, was ich denn ausgefressen habe, so fuhr er auch schon mit einem lauten Donnerwetter dazwischen.

Um 3.20 Uhr war 20 Minuten Vesperpause. Jeder erhielt zirka einen halben Liter Kaffee und ass dazu Brot, sofern er nicht schon alles gegessen hatte. Am Morgen gibt es nur im Sommer, das heisst, wenn von 6 Uhr an gearbeitet wird, eine Pause, ebenfalls von 20 Minuten, und zwar von 20 vor 9 Uhr an, wobei es Tee gibt. Während den Pausen darf natürlich gesprochen werden, welche Gelegenheit auch reichlich dazu benützt wird, um von ehemals « bessern » Zeiten zu reden.

Nach der Pause mussten wir Schaufeln und Pickel fassen; denn wir sollten noch einen Teil eines Grabens zudecken. Dabei kam ich mit dem Aufseher wiederum in Konflikt, weil ich beim besten Willen nicht zu leisten vermochte was die andern. Aber auch dieser, für beide Teile unerfreuliche Tag ging zu Ende. Es läutete Feierabend, und ich — von der ungewohnten Tätigkeit an allen Gliedern wie zerschlagen — nahm mir auf dem Heimweg vor, dass dies der erste und

einzigste Tag gewesen sein soll, wo ich bei diesem Aufseher arbeitete. Es war in der Folge auch der Fall.

Von allen Seiten rückten die Gefangenen in kleinern und grössern Trupps ein, müde von des Tages Last und froh darüber, dass sie ihre einsamen Zellen aufsuchen konnten, wo sie, wenn nicht vor der Kälte, so doch wenigstens vor Wind und Regen geschützt sind. Das Nachtessen besteht aus einer Suppe, die etwas nahrhafter ist als diejenige am Mittag und meistens aus einer Kartoffel- oder Bohnensuppe besteht. Brot und Kartoffeln bilden überhaupt die Hauptnahrung; gibt es nicht mittags Kartoffelsuppe, so ganz sicher am Abend und umgekehrt. Dass eine derart eintönige Nahrung auf die Dauer dem Magen widersteht, ist natürlich. Die Anstaltsleitung weiss dies natürlich auch und bewilligt daher im Sommer, d. h. in der Erntezeit, wo oft über 12 Stunden gearbeitet werden muss, Zulagen in Form eines Stückes Brot, Käse, Aepfel oder gar Kirschen.

Der erste Tag meines Witzwileraufenthaltes war vorbei. Ich habe denselben im Kalender sofort mit innerer Genugtuung gestrichen. Der erste und der letzte Tag meines dortigen Aufenthaltes waren die schwersten und eindruckreichsten. Todmüde legte ich mich schlafen.

Berufswechsel

Am andern Morgen meldete ich mich krank, ich wollte unter keinen Umständen mit dem Aufseher von gestern ausrücken. Der «Knochenschlosser» eröffnete mir, dass ich mich hier in keinem Sanatorium befände, sondern in einer

Strafanstalt. Bald darauf kam aber der Herr Direktor persönlich zu mir und fragte nach meinem Befinden. Ich erklärte ihm die Sache, und er zeigte sofort Verständnis. Ich blieb den ganzen Tag ruhig liegen, und andern Tags wurde ich einem andern Aufseher zugewiesen — ich kam in die Schneiderei. Da musste ich mit der Maschine nähen lernen. Was ich dabei für Nadeln kaputt gemacht habe, grenzt ans Unglaubliche. Und trotzdem blieb dieser Aufseher immer gleich gütig. Ich hörte während meiner ganzen Strafdauer von 15 Monaten, während welcher Zeit ich ständig beim gleichen Aufseher verblieb, niemals ohne Grund ein hartes Wort von seinen Lippen. Er musste natürlich auch mich hie und da tüchtig ausschimpfen, was nicht zu verwundern ist; denn ein Strafgefangener hat Tage zu verzeichnen, die weder für ihn noch für diejenigen, die mit ihm arbeiten müssen, angenehm sind. Sich ständig beobachtet zu wissen,



nahezu keinen Schritt tun zu dürfen, der nicht vom wachenden Auge des Staates verfolgt wird, muss auf die Dauer ein Nervensystem ruinieren. Daher die fast akute Gereiztheit der Gefangenen, die auf die leiseste Berührung reagiert. Dann aber auch, wenn der Gefangene Verlorenem nachträumt und seinen stürmenden Gedanken hemmungslos den Lauf lässt. So habe ich einmal zwei volle Stunden nichts getan, als an ein Hemd einen Knopf angenäht, wieder abgeschnitten und wieder angenäht und so immer fort — angenäht, abgeschnitten, angenäht, abgeschnitten — und würde mit dieser Tätigkeit wahrscheinlich bis zum Feierabend fortgefahren haben, wenn der Aufseher nicht mit einem heiligen Donnerwetter dreingefahren wäre, das mich jäh und etwas unsanft aus meiner Träumerei gerissen hatte.

Allerlei Schliche

Ich lernte also nähen! Und in zirka einer Woche hatte ich es so ziemlich heraus, so dass man mir etwas Rechtes anvertrauen durfte. Ich habe dann zirka 14 Tage nichts weiteres getan als Leintücher eingesäumt. Im Anfang sahen die Nähte zwar noch ziemlich krumm aus; aber mit der Zeit ging es doch ganz gut, wenn ich auch nicht mit einer Weissnäherin in Konkurrenz treten möchte. Nachdem ich ganze Berge von Leintüchern fabriziert hatte, gab man mir Hemden zum Flicken. Das war eine ganz passable Beschäftigung, weil sie Abwechslung bot; denn jedes Hemd ist doch nicht am gleichen Orte flickbedürftig. Diese Tätigkeit übte ich monatelang aus, so dass ich mir dabei eine derartige Routine aneignete, dass ich mit

der Wochenwäsche, die früher von zwei Gefangenen während der ganzen Woche kaum bewältigt werden konnte, in drei bis vier Tagen fertig war. Allerdings bin ich dabei mit denjenigen Hemden, an denen kaum noch der Kragen gut war, die aber dennoch hätten zurechtgeflickt werden sollen, energisch abgefahren, indem ich sie einfach zum Abgang schmiss. Ich liess mich dabei von dem Gedanken leiten, dass es ein Unsinn sei, an einem Hemd, das doch nur höchstens noch eine Woche getragen werden konnte, zwei Stunden lang herumzuflicken. Also weg damit! Auf die Dauer fiel aber der riesige Abgang an Hemden — pro Woche bis 30 Stück — der Direktion auf, und die Wäsche wurde numeriert. Nun war ich mit meiner Erfindung glatt aufs Trockene gelegt. Kein einziges Hemd konnte mehr vernichtet werden, ohne dass dies nicht bemerkt worden wäre. Die ganz schlechten hatte ich aber schon erledigt, und bis die andern ebenfalls in diesem Zustand sich befanden, bis zu diesem Zeitpunkt war ich nicht mehr Gefangener von Witzwil. Ich hätte somit höchst gelassen dieser Numerierung zusehen können, sie konnte mir nichts mehr anhaben, wenn, ja eben, wenn — die Gefangenen nicht selbst gewesen wären. Nach der Wäschenumerierung besass jeder Gefangene von Witzwil drei Hemden, drei Paar Socken, drei Nastücher und doppelte Bettwäsche.

Nun konnte es vorkommen, dass ein ellenlanger Mensch ein Hemd kriegte, das ihm kaum die Blössen zu decken vermochte, die Aermel waren zu kurz, die Halsweite zu eng — oder auch umgekehrt! Statt diese Wäsche umzutau-

schen, verfielen die meisten auf die Idee, das Hemd recht tüchtig zu zerreißen, im Glauben, dass sie dann ein neues erhalten, was aber nicht der Fall war. Die Kontrolle setzte scharf ein; wo man vermutete, dass ein Hemd absichtlich zerrissen wurde, musste dasselbe geflickt werden, und wenn Flick auf Flick kam. Wie ich diese lebenswürdigen Mitgefangenen samt der Numerierung verwünscht habe, kann sich jeder Leser lebhaft vorstellen. Vollständig neuen Hemden wurden auf diese Art die Ärmel weggerissen, und ich hatte das etwas zweifelhafte Vergnügen, welche wieder einzusetzen. Auch kam es mitunter vor, dass einer von seinem Leintuch der ganzen Länge nach einen Streifen abriß, um daraus eine — Krampfbinde zu machen. Wäre er zum «Knochenschlosser» gegangen und hätte welche verlangt, so würde er sie auch ohne weiteres erhalten haben.

Später lernte ich sogar Hosen machen und fabrizierte pro Tag stets zwei Paar fix und fertig — sogar fein in Falten gebügelt. Unsere Hosen mussten für die Bauernarbeit sehr solid sein, auf die Schönheit kam es dabei weniger an, zumal die Gefangenen nicht gerade sanft mit ihnen umgingen, kam es doch vor, dass ein kleiner Knirps an einem ganz neuen Paar Hosen, die ihm zu lang waren, einfach die überflüssige Länge glatt abschnitt. Für was hat man denn eine eigene Schneiderei? Da muss man doch etwas kaput machen, sonst haben die «Budiggler», wie wir genannt wurden, ja alle Tage Sonntag, und das darf nicht sein. Die «Budiggler» werden von den andern Gefangenen sowieso nicht als vollwertig angesehen.

Lieber Tabak als Brot

Als ich bereits eine Woche in der Anstalt war, wurde ich disloziert, d. h. ich kam von der mir angewiesenen Zelle in ein Mannschaftszimmer, in welchem bis 56 Mann untergebracht waren. Dieses Mannschaftszimmer ist am besten mit demjenigen einer Militärkaserne zu vergleichen — uniformiert waren wir ja auch, geschwätzt wurde ebensoviel oder noch mehr — und Sonntags wurden ebenfalls allerlei Spiele gemacht, sogar Karten geklopft haben wir und — — geraucht. Als am ersten Abend meines Aufenthaltes in diesem Zimmer — es war Samstag, und wir hatten daher schon um vier Uhr Feierabend — nach der letzten Kontrolle hier einer und dort einer sein Tabakpfeifchen, seine Zigarette oder gar Zigarre in Brand setzte, war ich einfach starr. Wo haben denn die Leute all das Zeug her, grübelte ich, da das Rauchen doch offiziell verboten ist? Dann aber entpuppte sich das Rätsel auf höchst einfache Weise. Witzwil wird sehr viel von ganzen Besucherkarawanen heimgesucht. Diese Besucher nun spüren oft ein menschliches Rühren und spenden dann — im Versteckten natürlich — den armen Gefangenen Rauchmaterial. Diese Quelle allein genügt aber nicht, um den Bedarf auch nur annähernd zu decken; Hauptlieferant ist die Stadt Bern durch Vermittlung ihrer — — Kehrrichtabfuhr. Derselbe kommt bekanntlich aller nach Witzwil und wird hier gründlich erlesen — nach Abfällen jeder Art, die noch irgendwie zu verwerten sind — und auch nach Zigarrenstummeln. Diese werden fein säuberlich herausgelesen, gereinigt, getrocknet und verschnitten,



wird). Diese «Stäbli» bilden sozusagen eine Geldeinheit, und wenn dieselbe schon nicht an den öffentlichen Börsen kotiert, so ist sie nichtsdestoweniger Kursschwankungen unterworfen, wie jede andere Valuta auch. Der Preis richtet sich auch hier nach Angebot und Nachfrage. Für ein solches «Stäbli», das zirka auf 15 Rp. zu stehen kommt, kann man im Winter z. B. zwei Rationen Brot à 750 Gramm kaufen — im Sommer erhält man dafür sogar drei Rationen, weil da das Brot weniger begehrt ist — oder aber zwei Portionen Käse. Für eine Portion Fleisch zahlt man höchstens $\frac{1}{5}$ «Stäbli», für Speck etwas mehr. Tabak

um dann in den Handel zu kommen. Denn nicht jeder hat Gelegenheit, Zigarrenstummeln herauszulesen, sondern nur etwa zehn Mann gehören zu diesen «Bevorzugten». Die Stummeln werden daher zu einer Handelsware, und da dieser Artikel sehr begehrt ist, ist er auch verhältnismässig teuer. Als Zahlungsmittel und Wertmesser gilt das sogenannte «Stäbli» (Kautabak, der alle zehn Tage an die Gefangenen verteilt

nun ist, zufolge seiner Begehrtheit und daher Rarheit, sehr teuer. Für eine kleine Büchse dieses Kehrichttabakes von zirka 20 Gramm muss man ein ganzes «Stäbli» bezahlen, und falls der Tabak besonders gut getrocknet und verschnitten ist und nahezu nichts riecht — sogar deren zwei.

Hat einer etwa das Glück gehabt, von Aussenstehenden ein Päckchen wirklichen Tabakes oder Zigarren zu erhalten,

dann kann er ein reines Wuchergeschäft eröffnen. Ein Päckchen Burrus von 50 Gramm z. B. gilt ganze vier «Stäbli», umgerechnet also entweder acht Portionen Käse, was einem Wert von zirka Fr. 1.60 entspricht, oder durchschnittlich zehn Rationen Brot, was einem Wert von zirka Fr. 4 entsprechen würde. Ist das nicht wirklich sehr teurer Tabak? Zigarren werden pro drei Stück mit einem «Stäbli» bewertet. Ein gerissener «Kaufmann» wird aber seine Ware nie en block abgeben — sondern en detail, denn dadurch kommt er noch weiter.

Der Tag des Herrn

Die Sonntage werden von den Gefangenen immer sehr begrüsst; aber eigentümlicherweise sind die meisten auch wieder froh, wenn er vorbei ist. Das kommt daher, weil die Gefangenen an den Sonntagen zum Nachdenken gezwungen werden, trotzdem sie über Lektüre verfügen. Witzwil hat eine geradezu mustergültige Bibliothek von mehreren tausend Bänden, von der geistigen Qualität eines Dante «Göttliche Komödie», bis zum Abenteuerbuch eines Erwin Rosen «In der Fremdenlegion», sodass jedem etwas Passendes geboten werden kann. Das Nachdenken gehört aber nicht gerade zu den Annehmlichkeiten eines Gefangenen, sodass derselbe froh ist, wenn der Sonntag wieder vorbei ist und er durch die angestrengte Arbeit diesen Grübeleien enthoben wird. Das einzige, was ihm die Feiertage als wünschenswert erscheinen lässt, ist die an diesen Tagen übliche bessere Verpflegung. Die Sonntage werden dadurch zur blossen Magenfrage.

Nach der Tagwacht, die am Sonntag zirka um 7 Uhr erfolgt, kommt das ge-

wohnte Morgenessen, genau wie Werktags. Nachher wird die schmutzige Wäsche eingesammelt und von dem «Gangchef» und seinem Gehilfen (in den Zimmern führt dieser Mann den Titel Zimmerchef) in die Wäscherei getragen. Zu jedem Korridor und jedem Zimmer wird nämlich von der Anstaltsdirektion aus den Gefangenen heraus ein Chef gewählt, der für Ordnung und Ruhe zu sorgen hat. Dafür erhält derselbe zwei statt nur ein «Stäbli». Die Gefangenen in den Einzelzellen sind natürlich allein auf die Lektüre angewiesen, während in den Mannschaftszimmern allerlei Allotria getrieben wird.

Um 9 Uhr war Predigt für die Katholiken. Während der Predigt mussten wir uns etwas stille verhalten, da unser Zimmer an die Kapelle angrenzte. Nach der Predigt ging der Teufel aber wieder los bis zum Mittagessen um 11½ Uhr. Das Essen am Sonntag ist, wie ich schon bemerkt habe, um ein bedeutendes besser als Werktags. Es gibt da meistens Fleischsuppe, ein Stück Fleisch, irgendein Gemüse, welches ziemlich gut gekocht ist und Salzkartoffeln, oft sogar dazu noch ein Stück Speck oder Wurst. Wahre Festessen aber gibt es an hohen Feiertagen. In dieser Beziehung dürfte die Strafanstalt Witzwil einzig dastehen. So gibt es zum Beispiel an Ostern je drei gesottene und hübsch gefärbte Eier und am Betttag ein mächtiges Stück Kuchen. Dann kommen aber wieder die Werktage mit ihrer schmalen, fettarmen Kost. Nach dem Mittagessen wird wieder weiter gegasst. Um 3 Uhr nachmittags ist hie und da französische und dann um 5 Uhr deutsche Predigt für die Reformierten. Dann kommt das Nachtessen, bestehend

an einem Sonntag aus zirka einem Liter Kaffee, gesottenen Kartoffeln und einem Stück Käse; am folgenden Sonntag gibt es dann an Stelle des Kaffees zirka einen Liter guten Kakao. Nach dem Essen wird etwa ein wenig musiziert, indem ein Gefangener einer alten, verrosteten Mundharmonika, die selbstverständlich auch vom «Witzwiler Hoflieferanten», dem Kehricht, stammt, einige Töne entlockt. Salonfähig ist diese Musik allerdings nicht; aber wir befanden uns ja auch nicht in einem Salon, sodass diese Musik uns vollkommen genügte, um unsere Stimmung festlich zu heben. Mit wie primitiven Mitteln der Mensch zufrieden gestellt werden kann, das lernte ich tatsächlich erst in Witzwil. Nur schade, dass sich dieses Selbstgenügen, diese Anspruchslosigkeit, nicht restlos ins bürgerliche Leben verpflanzen lässt.

An jedem zweiten Sonntag eines Monats ist den Gefangenen gestattet, einen Brief an Angehörige zu schreiben, ausnahmsweise auch deren zwei. Die Briefe werden natürlich von der Direktion geprüft. Das Schreiben ist zudem den meisten Gefangenen eine Qual. Sie verstehen viel besser mit Schaufel und Pickel umzugehen als mit einer Feder. «Lieber einen Tag lang angestrengt körperlich arbeiten, als einen einzigen Brief schreiben», sagte mir einmal einer. Meine Zimmergenossen hatten bald herausgefunden, dass ich so ziemlich mit der Feder umzugehen wisse und da wurde ich ohne offizielle Abstimmung einstimmig zu ihrem Sekretär ernannt. Dieses Geschäft — denn in Witzwil ist alles Geschäft so gut wie im Privatleben auch — entpuppte sich mit der Zeit als ein sehr lukratives. Als ich einem Mitgefangenen ein Begnadi-

gungsgesuch aufsetzte, das von Erfolg begleitet war, war mein Ruhm endgültig besiegelt. Für meine Sekretärrarbeit erhielt ich jeweilen pro Brief ein «Stäbli» als Entschädigung, und da ich fast an jedem Schreibsonntag mehrere Briefe aufzusetzen hatte, so war ich stets in der angenehmen Lage, Käse, Brot und Fleisch kaufen zu können. Geraucht habe ich nicht oder es sei mir gelungen, wirklichen Tabak aufzutreiben.

An diesem ersten Sonntag lernte ich auch die merkwürdige Art des Feuerfassens kennen. Die Sache ist gar nicht so schwer, wie man es sich etwa vorstellt. Streichhölzer sind natürlich eine sehr grosse Seltenheit, hie und da hat aber einer ein Feuerzeug. Man nimmt nun ein bisschen Stoff, lässt denselben zu Zunder verbrennen und steckt diesen Zunder in eine Blechbüchse. Dann benötigt man nur noch ein bisschen Stahl, am besten ein Stück einer Feile und einen Stein. Mit dem Stein schlägt man nun auf das Stück Metall, und zwar so, dass die sich ergebenden Funken auf den Zunder fallen, worauf derselbe sofort zu glühen beginnt. An dieser Glut lässt sich eine Zigarre, Zigarette oder Tabakpfeife mit Leichtigkeit in Brand setzen. Alle diese benötigten Utensilien finden sich massenhaft im Kehricht vor. Ein derartiges komplettes Feuerzeug kostet höchstens ein «Stäbli».

Strafe ohne Schuld

In der Strafanstalt Witzwil besteht zirka die Hälfte der Insassen aus administrativ Internierten. Dieselben unterscheiden sich von den gerichtlich Bestraften durch die Bekleidung, indem sie ungestrichelte Kleider tragen, während

die Kleider der gerichtlich Bestraften gestrichelt sind. Ferner haben die administrativ Internierten das Recht, sich die Haare und den Schnurrbart stehen zu lassen, und dieses Recht wird von den Gefangenen peinlich genau gehütet. Ich kannte z. B. einen solchen, der früher nie einen Schnurrbart getragen hatte, sich aber in der Anstalt einen solchen aus Prinzip stehen liess, und der nun, wieder in der Freiheit, glattrasiert herumläuft. Ich fragte ihn bei unserm Treffen, warum er denn seinen wirklich schneidigen Schnurrbart habe wegrasieren lassen und erhielt zur Antwort, dass ihn derselbe geniere, er hätte ihn in der Anstalt nur stehen lassen, weil er dazu das Recht gehabt habe. Dieser Einzelfall ist typisch für die Mentalität der meisten Gefangenen. Der Mann fügt sich also willig einem Recht, trotzdem dasselbe für ihn lästig ist!

Die gerichtliche Strafdauer eines Häftlings, den ich kannte, betrug sechs Monate. Drei Tage vor Ablauf seiner Strafzeit eröffnete ihm nun die Direktion, er hätte laut Beschluss des hohen Regierungsrates noch ein ganzes Jahr länger zu bleiben, welche Strafe auf administrativem Wege beschlossen worden sei. Er fiel begreiflicherweise aus allen Wolken, seine schon gefassten Zukunftspläne verschwommen im Nichts. Und warum? Der Regierungsrat — resp. die antragstellende Behörde — fand, dass eine Strafdauer von « nur » sechs Monaten zuwenig sei, um ihn schon im günstigen Sinne beeinflussen zu können, trotzdem er ganze sieben Monate Untersuchungs- und Appellationshaft hinter sich hatte, von welcher ihm kein Tag in Anrechnung kam.

Dass die administrativ Internierten genau gleich gehalten werden wie gerichtlich Bestrafte, ist nicht recht. Woher masst sich der Staat das Recht an, Menschen, gestützt auf nur allzuoft höchst vage Behauptungen der antragstellenden Behörden, in einem Zuchthaus zu internieren und genau gleich zu behandeln wie einen Mörder? Mein Bekannter speziell fiel dem Paragraphen des bernischen Armenpolizeigesetzes zum Opfer, welcher lautet: « Dass, wer einen Lebenswandel führt, der befürchten lässt, dass der Betreffende im Laufe der Zeiten armengenössig werden könnte, in einer Arbeitsanstalt auf die Dauer von höchstens zwei Jahren zu versorgen ist. »

Es ist eine Absurdität, Menschen mit einer derart vagen Begründung auf ein oder gar zwei Jahre in einem Zuchthaus zu internieren, Menschen, die in ihrem ganzen Leben weder von der Gemeinde noch vom Staate jemals auch nur fünf Rappen Unterstützung in irgend einer Form verlangt und erhalten haben. Gerade das, was durch die Versorgung hätte verhütet werden sollen, dass der Mann unterstützungsbedürftig wird, trifft dann durch diese Versorgung in 90 von 100 Fällen logischerweise ein. Denn durch eine Versorgung in irgendeiner Anstalt wird der Versorgte völlig entwurzelt, er verliert jeden Kontakt mit dem Leben und steht demselben bei der Entlassung hilfloser denn ein Kind gegenüber. Mit seinen paar Batzen, die er bei seiner Entlassung erhält, kann er sich höchstens ein paar Tage notdürftig über Wasser halten. Ich greife aus den mir zur Verfügung stehenden Belegen nur zwei heraus. E. wurde am 22. April 1925 nach 18 Monaten administrativer

Haft mit Fr. 19.50 entlassen. Dazu erhielt er noch ein Paar Grissshosen. F. wurde am 28. Mai 1926 nach zwei Jahren administrativer Haft mit Fr. 33.45 entlassen!

In den Einweisungsbeschlüssen heisst es jeweilen « zwecks sittlicher und ökonomischer Hebung ». Wie die sittliche Hebung in Wirklichkeit aussieht, das beweist am besten die erschreckend hohe Zahl von Rückfälligen.

Der Entlassungstag

So sehnsüchtig dieser Tag von allen Gefangenen erwartet und herbeigesehnt wird, so mischt sich doch bei den meisten ein Wermutstropfen in die Freudenstimmung. Die Entlassung aus einer Strafanstalt bedeutet endliche Erlösung aus dem ständigen Drucke der Anstaltsdisziplin, Erlösung aus einem Milieu, welches auf die Dauer unbedingt moralisch deprimierend wirken muss, und die heiss ersehnte Möglichkeit, sich wieder einmal satt essen zu können, sich wieder unter freien Menschen als ebensolcher bewegen zu dürfen. Und dennoch ist diese freudige Erwartung nicht rein, nicht ungetrübt von schwarzen Schatten, sondern drohend lastet auf dem Entlassenen die bange Frage: « Was nun? » Durch das begangene Delikt ist den meisten der Zutritt in die Kreise, in welchen sie früher verkehrten, endgültig verwehrt.

Der Sträfling nun, der zur Entlassung kommt, wird nochmals gewogen. Meistenteils stellt man dabei fest, dass der Enthaltene, wenn im Körpergewicht nicht zu-, so doch auch nicht abgenommen hat. Ich selbst empfand es, dass man aus einer derartigen Anstalt, ohne

die Möglichkeit, sich vorher baden zu können und rasieren zu lassen, entlassen wird.

Eventuelle Briefschaften werden selbstverständlich peinlichst genau durchgesehen, ob man ja nichts zu schmuggeln versuche. Da ich ganze Stösse von Schriftstücken besass, dauerte diese Kontrolle über eine Stunde, so dass ich zu spät auf dem Bahnhof eintraf, um meinen Zug noch erreichen zu können. Der Herr Direktor kam noch persönlich zu mir, um mir Glück auf den Weg zu wünschen, was ich ihm verdankte. Dann ging's aufs Bureau, wo mir der Beamte mein Reise-geld, sowie einen Schein mit der Berechtigung, zur halben Taxe nach Hause zu fahren, aushändigte, und dann ging's los. Vorläufig kam noch ein Beamter mit mir bis zur Landstrasse, damit mir auch ja niemand etwas zustecken könne. Im Laufschrift lief ich gegen die Bahnstation Ins zu. Der Zug war aber schon weg.

Beim Bahnhofkiosk versorgte ich mich in erster Linie mit Rauchmaterial und mit einem ganzen Stosse Zeitungen, in welche ich mich alsogleich im Wartsaal vertiefte. Als ich mich wenigstens über die neuesten Ereignisse einigermassen orientiert hatte, suchte ich im Dorfe den Coiffeur auf, um mich rasieren zu lassen und um nebenbei feststellen zu können, ob man mir den soeben « Entlassenen » anmerkt. Der Coiffeur, ein sehr junger und sehr liebenswürdiger Mann, fragte mich auch gleich während des Einseifens, ob ich mich auf einer Geschäftsreise befinde, was ich bejahte. Dann wollte er wissen, auf welchem Artikel ich reise. Da ich in der Strafanstalt auf Wäsche gearbeitet hatte, antwortete ich:

« Auf Damenwäsche », meinen Musterkoffer hätte ich im « Bären » unten.

Das kleine Intermezzo zeigte mir aber, dass nichts an mir den soeben Entlassenen erraten lässt, und ich trollte mich, über diese Feststellung höchst befriedigt, nachdem das Reinigungswerk glücklich vollendet war, wieder gegen den Bahnhof zu. Unterdessen fing aber auch mein Magen zu knurren an, da ich vor lauter Aufregung am Morgen nichts gegessen hatte. In Ins mochte ich aber nicht bleiben, ich war da allzunahe der Anstalt. Und da kein Zug nach Bern kommen wollte, fuhr ich einfach nach Neuenburg, trotzdem ich dort nichts zu tun hatte; aber ich wollte einfach aus der Nähe der Anstalt weg.

In Neuenburg bummelte ich dann ein wenig durch die Stadt und gondelte eine Stunde lang auf dem See herum, mich wohlig dem Gefühl überlassend, wieder mein eigener Herr zu sein. Ich konnte meine Gedanken, mein Gefühlsleben nach 1½-jähriger Gefangenschaft eben nicht von einer Stunde auf die andere auf das Leben in der Freiheit umstellen. Ich hatte noch nach Wochen gegen die staatlich aufgezwängte Lebensform anzukämpfen. Dass z. B. die Zeitungen regelmässig in meinem Briefkasten lagen, oder dass es eine Selbstverständlichkeit sei, dass ich abends ins Bett gehen könne, wann es mir beliebte und ich nicht mehr auf das Lichterlöschen um punkt acht Uhr angewiesen war, das wollte mir lange nicht in den Kopf.

U n d n u n ?

Gegen vier Uhr nachmittags fuhr ich von Neuenburg nach Bern ab, wo ich gegen 5½ Uhr ankam. Als ich aus der Bahnhofhalle heraustrat, kam mir erst

so richtig das Gefühl der wiedergefundenen Freiheit. Ich atmete Heimatluft! Ich liess das pulsierende Leben wohlig an mir vorbeiziehen und sog die durch die Sommerhitze allerdings etwas trockene Luft mit Behagen in meine Lungen. Wie mancher arme Teufel, der keine Angehörigen mehr besass, keine einzige treue Menschenseele, die gewillt war, ihm Hand zu bieten beim Wiederaufbau einer Existenz, mochte sich wohl schon, beim Anblick all des Luxus, all der lachenden und schwatzenden Menschen, die da an ihm vorbeidefiliierten, scheu und unsicher durch die Lauben geschlichen haben, um in irgendeiner Winkelkneipe zu verschwinden? Wollen Sie ihn verdammen? Bildet dies der Beweis, dass es vollständig falsch wäre, dem Entlassenen «grosse Summen Geld in die Hand zu drücken, womit er die erste Zeit in süssem Nichtstun, eventuell sogar mit Saufgelage verbringen kann», wie ein Jurist in einer grossen Tageszeitung ausführte? Ich glaube kaum! Dieses Aufsuchen einer Winkelkneipe hat ganz andere Beweggründe, um sich gleich vom ersten Tage an dem Alltröster Alkohol in die Arme zu werfen. Mit seinen 20 bis 30 Fr. in der Tasche lässt sich eben keine Existenz schaffen. Dadurch ist der Entlassene der Not und damit der Rückfälligkeit wehrlos ausgeliefert, und in dieser Erkenntnis der völligen Ohnmacht sucht derselbe im Alkohol Vergessen. Zudem hat der Entlassene das unwiderstehliche Verlangen nach Aussprache, und wo findet derselbe Menschen, die sich nicht scheuen, mit ihm an den gleichen Tisch zu sitzen? Nirgends als in den Winkelkneipen, wo er sicher ist, ehemalige Mitgefangene anzutreffen.

Und was glauben Sie, wohin mich mein erster Gang führte? Mein erster Gang war auf die Expedition des «Bund», wo ich ein Abonnement bestellte, und nachher fuhr ich mit dem Tram nach Hause. Damit war ich dem Leben wiedergegeben.

Am zweiten Tage meiner wiedergefundenen Freiheit sprach ich beim bernischen Schutzaufsichtsbeamten vor.

Die Wortprägung «Schutzaufsichtsverein» ist höchst unglücklich gewählt. Die Worte «Schutz» und «Aufsicht» riechen förmlich nach Polizei, und das ist gerade derjenige Staatsapparat, nach welchem ein Entlassener am allerwenigsten Verlangen hat. Dieser Wortprägung dürfte es in der Hauptsache zu verdanken sein, dass dieselben in der Schutzaufsicht nichts weiteres als Polizeispitzlei sehen. Und doch ist dies, wie ich mich persönlich überzeugen konnte, nicht der Fall, im Gegenteil, diese Vereine sind tatsächlich allen Ernstes bestrebt, den Entlassenen eine hilfreiche Hand zu bieten. Gegen diese Voreingenommenheit ist aber äusserst schwer anzukämpfen, versucht dies ein «Ehemaliger» durch persönliche Einwirkung und Aufklärung, so ist hundert gegen zehn zu wetten, dass derselbe ebenfalls als «Spitzel» angesehen wird. Man sollte somit in erster Linie diesen unglückseligen Titel umändern, etwa in «Fürsorge-Verein für Entlassene», oder noch besser «Verein für Entlassenenhilfe».

Schon der Umstand, dass sich das Bureau der Schutzaufsicht im Gerichtsgebäude befindet, liess der Befürchtung der meisten Gefangenen, dass «Schutzaufsicht» nichts weiteres als «Polizei-

aufsicht» bedeutet, viel Wahrscheinlichkeit zukommen! Was mich peinlich berührte, war der Umstand, dass kein Wartzimmer vorhanden war, so dass die Hilfesuchenden gezwungen sind, im Korridor zu warten, bis die Reihe an sie kommt. Wenn man bedenkt, dass an der Bureautüre in grossen Lettern angeschrieben steht: «GEFÄNGNISKOMMISSION» und sich im gleichen Korridor das Bureau für Automobilkontrolle befindet, kann man es sich lebhaft vorstellen, dass dieses Warten höchst peinlich sein muss, wo jeder Vorübergehende gleich weiss, dass der Wartende ein Entlassener ist.

Das Bureau des Schutzaufsichtsbeamten ist sehr einfach, meiner Ansicht nach zu nüchtern; es riecht förmlich nach armen Sündern. Das sollte nicht sein. Der Schutzaufsichtsbeamte ist in allererster Linie Seelenarzt und erst dann Beamter, oder sollte es wenigstens sein. Um diesen Eindruck sofort hervorzuheben, sollte das Bureau freundlich eingerichtet sein, nicht luxuriös, aber doch wenigstens wohnlicher, mit einem freundlichen Ton, welcher in dem Entlassenen sofort den Gedanken auslöst, in diesem Raume müssen hilfsbereite Menschen arbeiten.

Den bernischen Schutzaufsichtsbeamten lernte ich nun als einen Menschen kennen, der wirklich bestrebt ist, den Entlassenen tatkräftig Hilfe zu bieten.

Mir persönlich konnte nun die Schutzaufsicht allerdings nicht viel helfen.

* * *

Und nun begann der harte Kampf ums Leben, er begann mit grösseren Schwierigkeiten, als ich mir in den schwärzesten Bildern jemals ausgemalt hatte.